

# Der Wald von morgen – mit oder ohne Eiche?

Es ist kaum vorstellbar, aber im UNESCO-Biosphärenreservat Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft würde von Natur aus die Eiche auf fast allen Waldflächen die dominierende Baumart sein. In den vergangenen Jahrhunderten und insbesondere durch die zunehmende menschliche Nutzung des Waldes folgte jedoch eine starke Auflichtung und Verwüstung unserer ursprünglichen Wälder. Die stetigen Rodungen, um Holz als Baustoff, für den Bergbau oder zur Eisenverhüttung zu nutzen, setzten unseren Wäldern stark zu.

Im 17. Jahrhundert erreichte dies seinen Höhepunkt. Deutschlandweit und auch in der Oberlausitz kam es zu einer starken Holznot, denn die stetig wachsende Nachfrage konnte nicht mehr durch die Erschließung von ursprünglichen Wäldern gedeckt werden. Ein Umdenken war erforderlich. Wegweisend für diesen Prozess waren u. a. die Gedanken des sächsischen Oberberghauptmanns Hans Carl von Carlowitz. Mit seinem Buch „Sylvicultura oeconomica“ (1713) legte er den Grundstein für eine nachhaltige Forstwirtschaft in Deutschland.

In Folge wurden große Anstrengungen unternommen, die brachliegenden und aufgelichteten Waldflächen zum Wohle des Menschen und zur Deckung des Holzbedarfes wieder aufzuforsten. Auch im Tiefland der Oberlausitz waren die ehemaligen Eichenwälder nahezu zerstört. Ganze Landstriche galten als baumfrei. Die gerodeten Flächen waren oft nur noch mit Heidekraut bewachsen, das den Wäldern ihre Namen wie „Göbelner“ oder „Driewitzer Heide“ gab.

## Wiederaufforstung – massive Zerstörung soll behoben werden

Die Wiederaufforstung der entstandenen Heideflächen mit Laubbaumarten scheiterte. Denn neben den dort herrschenden klimatischen Bedingungen wie Spätfrost und starker Sonneneinstrahlung, wurde die Waldweide fortgeführt. Dabei wurde das Vieh der Dörfer in die Wälder getrieben, um sich Futter wie Eicheln, Bucheckern sowie Blätter und Zweige junger Bäume zu suchen. Die Aufforstung eines Laubwaldes war folglich kaum mehr möglich. Den Menschen blieb nichts anderes übrig, als die Flächen mit Nadelbaumarten aufzuforsten. Anfangs noch gesät, später auch gepflanzt, entstanden auf feuchten und nährstoffreicheren Böden Fichtenwälder und



Abb. 1 und 2: Grobstämmige niedrige Bäume, Wälder ohne Unterstand, wenig Verjüngung, aber dichtes Heidekraut; aus: Ergebnisse der Standortserkundung im StfB Bautzen, Oberförsterei Neschwitz, 1958

an trockenen und nährstoffärmeren Stellen Kiefernwälder. In Folge dessen entstanden große Kiefernwaldbestände, die nach wie vor stark genutzt wurden. Neben der Waldweide und Streunutzung wurden nun auch Baumstämme gerodet. Der Waldboden im Biosphärenreservat Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft konnte sich so kaum oder nur sehr langsam erholen. Die Abbildungen 1 und 2 zeigen uns auch heute noch bekannte Waldbilder.

## Vom Nadelforst zum Mischwald

In der Folgezeit stellten eine Vielzahl an Forstleuten Überlegungen an, Wälder widerstandsfähiger gegenüber Schädlingen wie dem Bor-

kenkäfer und nadelfressenden Insekten zu machen. Ein Mischwald sollte her, um einen gesunden Wald zu erhalten. Der großflächige Waldumbau in Deutschland scheiterte jedoch an den Widrigkeiten der Geschichte. Kriege, Geldnöte, Brände und Stürme sorgten immer wieder dafür, dass auf den kahlgeschlagenen Flächen in der Lausitz die Pionierbaumarten Kiefer und Birke das bevorzugte forstwirtschaftliche Ziel waren.

Erst mit der Einstellung der Streunutzung, dem vermehrten Stickstoffeintrag durch die Luft und der merklichen Verbesserung der Luftqualität seit den 1990er-Jahren, bestand und besteht die Möglichkeit, unsere Kiefernwälder in stabile Mischwälder umzubauen. Insbesondere an diesem Prozess kann der



Abb. 3: Natürliche Eichenverjüngung im dichten Kiefernwald; Foto: Dirk Weis



Abb. 4: Zwei bis drei Meter hohe Eichen; Foto: Jessica Hübner

Mensch aktiv teilhaben, in dem er unter anderem Eichen pflanzt oder die Kraft der Natur zu nutzen weiß.

Überall in unseren Kiefernwäldern hat der Eichelhäher inzwischen sichtbare Spuren hinterlassen. Aus vergessenen Wintervorräten sprießen im Frühjahr junge Eichen. Gerade im Stangenholz stellt sich mit der Bodenvegetation auf nahezu jedem Quadratmeter auch eine kleine Eiche ein. Sie kann hier für ein oder zwei Jahrzehnte ausharren und auf eine Chance warten, zu einem großen Baum heranzuwachsen.



Abb. 5: 30-jährige Eiche, zwei Meter hoch, durch Verbiss keine Chance, mit der Kiefer mitzuhalten; Foto: Jessica Hübner

## Stürme – ungewollte Chancen für den Waldumbau

Im Januar 2007 wurde auch das Gebiet des UNESCO-Biosphärenreservats Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft vom Sturmtief „Kyrill“ heimgesucht. Viele 100 ha Kiefernwald wurden von ihm geworfen. Dies ist die Chance, auf die die kleinen Eichen gewartet haben. Die Konkurrenz der alten Kiefern gab es nicht mehr. Als lichtbedürftige Baumart profitierte sie vom lichterem Schirm oder der Freistellung.

Heute, 13 Jahre später, sind aus den kleinen, damals erst 20 bis 30 cm hohen Bäumen Eichen geworden, die oftmals schon zwei bis drei Meter hoch sind.

Auch die gegenwärtige Waldschutzsituation mit Absterben infolge Trockenheit und der Gradation der Borkenkäfer und damit einhergehender Auflichtung der Wälder stellt eine ähnliche Chance wie der Sturm 2007 zum Waldumbau dar.

## Jagd für den Waldumbau

Einzig der Einfluss des Wildes konnte und kann die Erfolgsgeschichte der Eiche und auch der jungen Buchen bremsen. Überall, wo der Verbiss durch Reh und Hirsch zu hoch ist, wird die Konkurrenzkraft der Laubbaumarten gemindert. Somit bleiben die jungen Laubbäume klein und die Kiefern bestimmen bald wieder das Geschehen im Wald. Dort, wo die Eiche zurückbleibt, wachsen Monokulturen von morgen heran. Alle Probleme, die wir heute mit dem Borkenkäfer, den nadelfressenden Schmetterlingen wie der Nonne und den Stürmen haben, werden unsere Nachfahren erneut begleiten.

Dass es anders geht, zeigen die folgenden Bilder. Dort, wo der Verbissdruck durch Reh und Hirsch geringer ist, profitieren die jungen Eichen vom Kronendach der noch stehenden Altkiefern. Sie wachsen ungestört heran und bilden zusammen mit Kiefer, Birke, Buche und Ahorn anpassungsfähige gemischte Wälder.

Um diese Entwicklung in unseren Wäldern alltäglich zu machen, bedarf es gemeinsamer Anstrengungen der Waldbesitzer und Jäger. Auch dort, wo die Kiefer zurzeit noch gesund und grün steht, ist eine pflegende Hand notwendig, die das Kronendach der Kiefern auflichtet und dem jungen Laubholz mehr Licht und Raum gibt. So sind Jäger und Jagdgenossen angehalten, die Forderungen



Abb. 6: 30-jährige Eiche unter einer Kiefer. Nach dem Sturmtief „Kyrill“ kam Licht an den Boden und eine hohe Jagdstrecke an Rehen half mit, dass diese Eichen und Ahorne inzwischen sieben bis acht Meter hoch sind; Foto: Jessica Hübner

aus dem § 1 des Bundesjagdgesetzes zu erfüllen:

„Die Hege hat zum Ziel die Erhaltung eines den landschaftlichen und landeskulturellen Verhältnissen angepassten artenreichen und gesunden Wildbestandes sowie die Pflege und Sicherung seiner Lebensgrundlagen; auf Grund anderer Vorschriften bestehende gleichartige Verpflichtungen bleiben unberührt. Die Hege muss so durchgeführt werden, dass Beeinträchtigungen einer ordnungsgemäßen land-, forst- und fischereiwirtschaftlichen Nutzung, insbesondere Wildschäden, möglichst vermieden werden.“

Die Wege, die zu diesen zukunftsfesteren und klimastabileren Wäldern führen, können nur gemeinsam beschritten werden. Die Grundeigentümer seien dabei an ihre Eigentumsrechte erinnert, die Jäger an die im Bundesjagdgesetz festgeschriebene Verpflichtung.

Holm Berger  
ist Leiter des Revieres Milkel  
im Biosphärenreservat  
Oberlausitzer Heide- und  
Teichlandschaft

